



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lauchstädt : eine Modebad vor hundert Jahren. (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Doppelthätigkeit, der Bildhauer mit der Heiligenfabrik, für den daneben „das Nackte die Kunst ist,“ gehört nicht zu den glücklichsten Einfällen des Dichters. Allein die frische Stimmung, welche das ganze Werk durchhaucht, die Fülle quellenden Lebens im gesammten Detail, die gewollte und unbewußte Widerspiegelung von tausend Eindrücken und Erlebnissen, die ihren alten Reiz und Zauber bewährt, läßt nicht leicht ein andres Gesamtgefühl aufkommen als die Freude an der Frische und der fortdauernden Leistungsfähigkeit unsres Dichters. Gerade dem Roman „Im Paradiese“ gegenüber empfinden wir lebhaft, wie schlecht „diese Zeit“ sich selbst kennt, wenn sie sich erzählen läßt, daß ihren Menschen die Sehnsucht nach individueller Bethätigung und persönlichem Glück abhanden gekommen oder nicht weiter von nöthen sei. Der brave Rosenbusch, der sich so tapfer durch den französischen Winterfeldzug von 1870 – 71 schlägt und dabei sein kleines Glück und seine kleine Kunst fein im Herzen bewahrt, drückt das wahre Verhältniß glücklich genug aus.

Was der Dichter noch zu geben haben mag, dürfen wir vertrauensvoll erwarten. Seine letzten Veröffentlichungen bezeugen, daß in manchem Leid und Schmerz die glückgewohnte Natur nicht gebrochen, sondern gestählt worden ist. Inzwischen aber reicht das, was wir heute in den Kreis unsrer Besprechung ziehen konnten, und was den „Gesammelten Werken“ bis jetzt einverleibt ist, zu ernster Betrachtung und für die Gewißheit, daß hier ganz andre Elemente als diejenigen wirksam sind, aus denen man sich das Epigonenthum in der Literatur zu construiren pflegt. Die ganze Frage drängt sich in einen Satz zusammen, ob Heyse einer der ersten oder letzten Dichter seiner Art sei. Hoffen wir, trotz vielem, was dagegen zu sprechen scheint, einer der ersten, und halten an der Zuversicht fest, daß die deutsche Dichtung ihr letztes Wort noch nicht gesprochen habe!



Lauchstädt.

Ein Badebad vor hundert Jahren.

(Schluß.)



rieg giebt in seinem schon angeführten Büchlein „Bad Lauchstädt sonst und jetzt“ ein glaubwürdiges Bild von dem Lauchstädter Badeleben und der Zusammensetzung seiner Badegesellschaft im vorigen Jahrhundert. In keinem deutschen Bade jener Zeit, sagt er, sei der Gegensatz der beiden nach Wesen und Eigenthümlichkeit so verschiedenen Bildungskreise, in denen das Leben und Treiben der Gesellschaft während des vorigen Jahrhunderts sich abgrenzte, so scharf hervorgetreten wie gerade in Lauchstädt. Während auf der einen Seite die äußerlich steife und

geschraubte, innerlich frivole französische Bildung, ein matter Abglanz des üppigen Lebens und der leichtfertigen Sitten von Versailles und von Dresden, in den adlichen Familien Sachsens, in den reichen Stifthsherren und hohen Militärs, in den Cavalieren und Hofdamen tonangebend vertreten war, fand auf der andern Seite die ungeschlachte Schwerfälligkeit der damaligen deutschen Bildung in den Schwärmen hallischer Studenten, die jeden Sommer in Lauchstädt ihr Wesen trieben, vollgiltige Repräsentanten. Beide verhielten sich auch hier als gesonderte, festgeschlossene Kasten, die nichts weiter mit einander gemein hatten als das gleiche Bestreben, sich ausschließlich geltend zu machen, und die gleiche Verachtung theils gegeneinander, theils gegen das gutmüthige, dumme Volk. Die dominirende Majorität in der Gesellschaft behauptete lange Zeit der vornehme Adel. „Man kann — heißt es in der Schrift ‚Lauchstädt, ein kleines Gemälde‘ (1787) — in der Allee nicht zwei Schritte gehen, ohne auf ein Kreuz zu stoßen, ohne einer Uniform zu begegnen, und einen Herrn mit goldnem Knopf vor oder hinter sich zu sehen. Die Domherren, die Offiziers und die Kammerherren, sammt dem übrigen gelehrten und ungelehrten Adel, als da sind Kanzler, Hof-, Regierungs- und Kammerräthe und Assessoren, halten alle fest zusammen und bilden einen so dichten Cirkel, daß kein Mensch es wagen darf, sich unter sie zu mischen und durchzudringen.“ Diese stolze Abgeschlossenheit der aristokratischen Kreise erstreckte sich sogar auf die öffentlichen Vergnügungen und vor allem auf die gemeinschaftliche Tafel im Curhause, wo Rang und Etiquette ängstlich gewahrt wurden. Der Leser erinnert sich der zornigen, verächtlichen Schilderung, die Goethe im „Werther“ von den Menschen giebt, „deren ganze Seele auf dem Ceremoniell ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tische sich einschieben wollen.“ Dies Bild, zu dem Goethe die Farben wohl hauptsächlich von dem geselligen Treiben in den höhern Beamtenkreisen am Reichskammergerichte in Wezlar entlehnte, wie er es 1772 kennen gelernt hatte, muß in der Lauchstädter Badegesellschaft doppelt und dreimal so scharf ausgeprägt gewesen sein. Bei Tische herrschte hier die strengste Abstufung. Obenan wurden die Excellenzen placirt, dann folgten die Grafen, die Barone und so fort, und die Bürgerlichen machten den Beschluß. Bei den Bällen und Assembles behandelte man noch in den achtziger Jahren Nichtadliche mit solcher Zurücksetzung, daß wiederholt Stimmen des Unwillens sich laut dagegen erhoben und eine Reihe darauf bezüglicher Anekdoten der Oeffentlichkeit preisgegeben wurden.

Etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fanden sich, namentlich des Sonntags, hallische Studenten in Lauchstädt ein und feierten dort mit Sang und Klang ihre jubelnden Gelage. Sehr bald erging daher der Befehl, daß weder in der Allee noch innerhalb der Brunnengebäude geraucht, auch an diesen Orten nicht mit Peitschen geklatscht werden dürfe. Ebenso sollte niemand, gleichviel ob vom Civil oder Militär, mit Waffen erscheinen, eine Maßregel, die offenbar darauf berechnet war, bei etwaigen Reibungen zwischen den studentischen und den adlichen Kreisen ernstere Zusammenstöße zu vermeiden. Gegen unschädlichen Muthwillen der Studenten wurde möglichste Nachsicht geübt. Konnten doch die Lauchstädter Wirthe die Universität Halle mit ihren damals 1200 bis 1300 Musesöhnen geradezu als eine Quelle der Nahrung und des Wohlstandes betrachten. Namentlich seit das Theater in Lauchstädt seine Blüthe entfaltetete, zogen sie an den Schauspieltagen in Schaaren von Halle, wo sie, dank dem dort herrschenden Pietismus, den Genuß des Schauspiels entbehrten, nach

Lauchstädt. Doch mußte auch oft genug gegen ihren Uebermuth, der freilich manchmal durch das anmaßende Auftreten der vornehmen Kreise provocirt sein mochte, eingeschritten werden. Besonders reich an Aeußerungen burlesken Uebermuthes scheint der Sommer 1774 gewesen zu sein. Schon Anfang Juni machte der Brunnenmeister dem Amte die Anzeige: „Es haben am gestrigen Sonntage die Studiofi aus Halle vor dem großen Saale mit den Peitschen sehr stark geklatscht, sind mit brennenden Pfeifen in der Allee herumgezogen und in den Tanzsaal getreten, haben auch auf alles bescheidne Ersuchen, daß dieselben doch solches unterlassen möchten, damit die hochansehnliche Badegesellschaft nicht so irritiret würde, gar nicht reflectiret.“ Im Laufe des Sommers nahm der Uebermuth zu. Anfang Juli benachrichtigte der Prorector der hallischen Universität den Justizamtman, daß einige unruhige Studiofi beabsichtigten, am morgenden Sonntage auf der Lauchstädter Promenade wieder Lärm zu machen. Darauf wurde sofort ein militärisches Commando nach Lauchstädt erbeten und auch abgesandt; zugleich wurden die Wirthe, bei denen die Studenten vorzugsweise einzufehren pflegten, angewiesen, die Ankommenden nachdrücklich zu warnen. So blieb die Ruhe diesmal erhalten. Doch wurde seitdem für alle Zukunft bestimmt, daß jedes Jahr während der Badezeit zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein kleines Militärcommando von Merseburg nach Lauchstädt beordert werden sollte. Anfangs begnügte man sich mit einem Unteroffizier und sechs Mann; in den neunziger Jahren kam es aber gelegentlich zu so ernstlichen Reibungen, daß diese Wache verdoppelt wurde, und einmal, als die Studenten gar, nachdem sie vergebens eine Herabsetzung der Theaterpreise verlangt, im Juli 1795 den Eintritt zur Vorstellung des „Abällino“ mit Gewalt erzwingen hatten, wurde sogar außerdem ein Cavalleriecommando requirirt. Eine schlimme Zeit für die Lauchstädter Wirthe waren die Jahre 1798 und 1799. Die kurfürstlichen Aemter zu Merseburg und Lauchstädt und sämtliche umliegende Dorfsgerichte erhielten 1798, in Folge eines besondern Antrages der preussischen Behörden, den Befehl, diejenigen Studenten, „so die zu Halle unter dem Namen Commerce seit einiger Zeit eingerissenen, mit den größten Ausschweifungen der Trunkenheit und unsittlichen, gotteslästerlichen Gesängen verbundenen Trinkgelage in den benachbarten Dörfern zu begehen pflegten,“ daselbst seitzunehmen und an das Universitätsgericht zur Untersuchung und Bestrafung abzuliefern. Diese Vorkehrungen hatten den unerwünschten Erfolg, daß Lauchstädt in den akademischen Bann — der studentische terminus technicus lautet etwas kräftiger — gethan wurde. Die Bürgerschaft von Lauchstädt empfand dies schmerzlich und bat im November 1799 den Kurfürsten um Aufhebung der harten und doch unnützen Polizeimaßregeln. „Die hiesigen Einwohner, erklärten sie, haben von den hallischen Studenten viel Geld verdient, und man hat daher kleine Unannehmlichkeiten gern übersehen; in diesem und dem vorigen Jahre aber hat sich beinahe kein Student hier sehen lassen und ist alles wie todt gewesen.“ Es gelang denn auch, die trotz ihres Muthwillens unentbehrlichen Gäste zurückzuführen. Später, als in Halle selbst ihnen bequemere Gelegenheit, das Theater zu sehen, geboten wurde, entwöhnten sie sich allmählich des ihnen so lieb gewordenen Ausflugs.

Bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber neben der „hochansehnlichen Gesellschaft“ auch kleine bürgerliche Kreise in Lauchstädt aufgetaucht, die mit einem gewissen Selbstgefühl, mitunter nicht ohne stolze Prätension, wenigstens vorübergehend Beachtung und Anerkennung beanspruchten. Es waren

dies Vereinigungen wohlhabender Familien aus dem Kaufmanns- und dem Beamtenstande, auch wohl strebsame jüngere Männer, die sich eifrig um eine gelehrte akademische Celebrität gruppirten oder einer literarischen Größe als erwünschtes Relief dienten. In solcher Weise bildete 1757 Gellert, 1763 Gottsched, der mit seiner „Frau Cheliebsten“ das Bad besuchte, 1788 Gleim den Kern besondrer Gesellschaftsgruppen. Dabei mögen manche zarten Verbindungen eingeleitet und beschloffen worden sein, denn, wie es in der Novelle „Der Kommerseh zu Lauchstädt oder das schöne Abenteuer“ (1800) heißt, nicht nur „gebrechliche Mütter und Tanten“ fanden sich in Lauchstädt ein, sondern auch „frische, blühende Töchter und Nieceen,“ die „durch Tanz und Minnespiel“ sich da erheitern wollten.

Einer Herzensverbindung wenigstens sei hier gedacht, die in Lauchstädt geschloffen wurde: der Verlobung Schillers mit Lotte v. Lengefeld. Unter einer der beiden prachtvollen Linden, die vor dem Brunnen stehen — es sind dieselben noch, die 1710 bei der ersten Fassung der Duella gepflanzt wurden — soll Schiller am Morgen des 3. August 1789 Lotten seine Liebe und den Wunsch sie zu besitzen gestanden haben. Ganz so romantisch, wie die Lauchstädter Legende die Sache darstellt, hat sie sich freilich nicht zugetragen. Die beiden Schwestern Lengefeld, die Schiller seit den glücklichen Sommerwochen, welche er das Jahr zuvor in Volkstädt bei Rudolstadt mit ihnen verlebt, nicht wiedergesehen hatte, hatten endlich, nachdem andre Pläne durch die Mutter vereitelt worden waren, die Hoffnung eines Wiedersehens an einen Badeaufenthalt in Lauchstädt geknüpft. Am 10. Juli brachten sie auf der Durchreise durch Jena einen Abend in großer Gesellschaft mit Schiller zu, eine gänzlich verunglückte Begegnung, bei der Lotte einigermassen zu der Rolle des Fräulein B. im „Werther“ verurtheilt gewesen zu sein scheint. Die Rücksicht auf eine von Standesvorurtheilen befangne Umgebung, welche die Liebenden beide verachteten und welcher Lotte doch ängstlich Rechnung tragen mußte, verkümmerte die Freude dieses Wiedersehens vollständig. Um so dringender luden die Schwestern Schillern ein, sie in Lauchstädt zu besuchen, er folgte Anfang August ihrer Aufforderung, reiste dann zu seinem Freunde Körner nach Leipzig, und, wie allerdings aus einem Briefe, den er noch am Abend des 3. August von Leipzig aus an die Schwestern nach Lauchstädt sandte, hervorgeht, hatte Schiller am Morgen desselben Tages gegen die Schwester der Geliebten sein Herz geöffnet. Lotte gab ihr Antwort schriftlich in ihrer Antwort auf diesen Leipziger Brief, und am 7. August fand dann die erste Begegnung der Verlobten in Leipzig statt.

So verschieden aber auch die gesellschaftlichen Kreise waren, die in Lauchstädt zusammentrafen, so schroff sie sich auch im allgemeinen gegenüberstanden, kein anderer Badeort war auch so geeignet, diese Gegensätze durch ein gemeinschaftliches Interesse einander näher zu bringen und sie wenigstens an ihrer äußersten Peripherie zu versöhnen, wie gerade Lauchstädt. Dieser Ausgleich vollzog sich in dem magischen „Berührungs- und Indifferenzpunkte,“ welchen Jahrzehnte lang das Lauchstädter Theater bildete.*)

Die erste Nachricht von einem Schauspiel in Lauchstädt stammt aus dem Jahre 1761. Damals meldete sich beim kurfürstlichen Ante „ein Komödiant, Namens Johann Ernst Wilde, aus Leipzig gebürtig, welcher mit sehr guten

*) Zur Lauchstädter Theatergeschichte findet sich mancherlei Material, außer bei Krieg, namentlich in Voepers Vorbemerkung zu Goethes Vorspiel „Was wir bringen,“ in Pasqués Buch „Goethes Theaterleitung in Weimar“ (Leipzig, 1863) und in der Biographie des Schauspielers Pius Alexander Wolff von M. Wartersteig (Leipzig, 1879).

Attestatis versehen war.“ Er hatte an verschiednen kleinen Höfen gespielt, zuletzt in Dessau, und war dort von dem Prinzen von Anhalt, der im Begriff stand, das Lauchstädter Bad zu besuchen, veranlaßt worden, sich ebenfalls dahin zu begeben. In seiner Eingabe spricht Wilde den Wunsch aus, wöchentlich einige Male mit Komödien, so er auf eine besondere Art durch Marionetten aufzuführen wisse, aufzuwarten, und wollte daher unterthänigst gebeten haben, ihm zu diesem Behuf das auf der Allee befindliche lange Gebäude gnädigst zu concediren. Nächst ihm wären noch sechs Personen, die er zu gedachtem Schauspiel nöthig hätte, welche sich überall eines ehrbaren und unsträflichen Lebens beflissen. Er werde keine Zoten und Possen, sondern vielmehr die besten, und meistens des Prof. Gellertz theatralische Stücke aufführen, sei auch nicht Willens, in gedachtem Gebäude ein ordentl'ches Theater aufzubauen, sondern brauche nur einen Raum von 4 bis 5 Schritten. Da die Badegäste insgesammt sich für ihn verwandten, so wurde Wildes Gesuch von der Stiftsregierung genehmigt, und er spielte täglich mit Ausnahme der Sonntage, an denen der ihm überlassne Raum zu den üblichen Tanzvergnügungen gebraucht wurde. In den sechziger und siebziger Jahren wurde wiederholt Komödianten die Erlaubniß zu Aufführungen erteilt, die in dem Saale eines Privathauses stattfanden. 1776 erhielt der Director Friedrich Koberwein, der das Jahr zuvor in Dresden auf dem Linkischen Bade und in Pillnitz vor dem Kurfürsten „mit vieler Approbation“ gespielt hatte, die Concession für Lauchstädt und spielte dann mehrere Jahre hinter einander in einer besonders für ihn erbauten hölzernen Bude, die bereits auf demselben Platze stand, wo sich gegenwärtig noch das Theater befindet. 1785 endlich bat Joseph Bellomo, der Director der berühmten damals in Weimar stationirten Schauspielergesellschaft, bei der Stiftsregierung um die Erlaubniß, an der Stelle, wo früher die Koberweinsche Bude gestanden, ein bretternes Comödiantenhaus aufzuführen und während der Badezeit theatralische Vorstellungen zu geben. Sein Gesuch wurde ihm zunächst auf drei, nach deren Ablauf nochmals auf neun Jahre gewährt. Doch sollte er von der Verlängerung seines Contractes nur einen kleinen Theil ausnutzen. Als 1790 Herzog Carl August, auf Goethes Betrieb, ein eignes Hoftheater errichtete, dessen Leitung Goethe übernahm, und Bellomo zu Ostern 1791 mit seiner Gesellschaft genöthigt war, anderweitiges Engagement zu suchen, trat natürlich das neue weimarische Hoftheater auch in Lauchstädt an Bellomos Stelle, und bereits im Sommer 1791 begann es in Bellomos Bude, die die weimarische Direction für 900 Thaler an sich gebracht hatte, seine Vorstellungen.

Hiermit beginnt die Glanzzeit des kleinen Lauchstädter Theaters. Der Aufschwung, den die weimarische Hofbühne, anfangs unter Goethes Leitung allein, seit 1795 durch die vereinte Thätigkeit Goethes und Schillers nahm, fand sein Abbild in bescheidneren Umrissen und Grenzen in Lauchstädt. Das Theater erlangte in dem kleinen Badeorte eine solche Wichtigkeit, daß es beinahe den Anschein gewann, als kämen die Fremden nicht mehr der Cur und des geselligen Lebens, sondern nur des Theaters wegen her. Wenn die Schauspieler aus Weimar eingetroffen waren, begann die Saison, mit dem Schlusse der letzten Theatervorstellung endigte sie. Die Künstler selbst kehrten trotz der engen, unbequemen Raumverhältnisse, in die sie sich fügen mußten, jedes Jahr von neuem gerne wieder nach Lauchstädt zurück, denn die Zeit dieses Gastspiels war für sie nicht nur eine Zeit der Erholung, behaglichen, zwanglosen Lebens und reichlich gespendeter Anerkennung, sondern sie hatten auch Gewinn für ihre künstlerische

Thätigkeit davon. Die Lauchstädter Sommermonate boten der Weimarer Gesellschaft alle Vortheile einer Wandertruppe ohne deren Schattenseiten. Goethe selbst erklärt es in den „Tag- und Jahres-Büchern“ (1791) für einen großen Vortheil, daß die neubegründete Weimarer Gesellschaft des Sommers in Lauchstädt habe spielen können. „Ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarschaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächst gelegenen Akademie und leidenschaftlich fordernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muth im October nach Weimar zurück.“ Auch 1794 und 1795 hebt er es wieder als einen doppelten Vortheil der Lauchstädter Monate hervor, „daß eingelernte Stücke fortgeübt würden, ohne dem Weimariſchen Publicum verdrießlich zu fallen,“ daß die Schauspieler in Lauchstädt „durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert worden seien“ und daß dies sehr zur Aufriſchung ihrer Thätigkeit beigetragen habe, „einer Thätigkeit, die, wenn man daselbe Publicum immer vor sich sieht, dessen Charakter, dessen Urtheilsweise man kennt, gar bald zu erschaffen pflegt.“

Unter den Schauspielern, die das neue weimariſche Ensemble bildeten: Becker, Krüger, Bohs, Malcolmi, Graff, Genast, Beck, Caroline Jagemann, Amalie Malcolmi und andern, zu denen sich später Anzelmann und Pius Alexander Wolff gesellten, war bald der allgemeine Liebling des Publicums, wie in Weimar, so auch in Lauchstädt, Christiane Becker, geb. Neumann, der Goethe nach ihrem frühzeitigen Tode (1797) in der herrlichen Elegie „Euphrosyne“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Als noch nicht dreizehnjähriges Mädchen — geboren war sie am 15. December 1778 — verlor sie 1791, kurz vor der Auflösung der Bellomosen Gesellschaft, ihren Vater, der zu dieser Truppe gehört hatte, und flehte Goethe, wie er selbst erzählt, um Ausbildung an. Er nahm sich ihrer darauf mit besonderm Eifer an, da sie bereits seit ihrem neunten Jahre Interesse erregt und Proben ihres ausgesprochenen Talents gegeben hatte. Noch in demselben Jahre, 1791, studirte er ihr selbst die Rolle des Arthur in Shakespeares „König Johann“ ein, in der sie sofort die allgemeinste Theilnahme erregte. Goethe versichert, sie habe in dieser Rolle so wunderbare Wirkung gethan, daß es nur seine Sorge habe sein müssen, die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen. Später gehörte zu ihren Hauptrollen Minna von Barnhelm, Marianne in den „Geschwistern“, Emilia Galotti, Amalia in den „Räubern“, Prinzessin Eboli, Blanca im „Julius von Tarent“, Clärchen im „Egmont“ und Ophelia. Wieland urtheilte über sie, daß, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, Deutschland nur eine Schauspielerin haben würde. Im Sommer des Jahres 1793 heiratete sie in Lauchstädt den Weimarer Schauspieler Becker. Diese frühzeitige Ehe wurde verhängnißvoll für sie. Nachdem sie ihrem Manne zwei Töchter geboren, wurde sie 1796 brustleidend, und ihr Zustand wurde bald so gefährlich und hoffnungslos, daß Goethe ihren Verlust für das Theater in nicht allzuweiter Ferne voraussehen mußte. Das ganze schöne Ensemble des Weimarer Theaters im Lustspiel, wie im Schau- und Trauerspiele war durch ihre Krankheit zerrissen, und Ersatz war lange Zeit nicht zu beschaffen. Im Frühjahr 1797 entzog sie ein starker Krankheitsanfall für längere Zeit ganz der Bühne, vor Schluß der Saison trat sie in Weimar noch einige Male auf, zuletzt am 14. Juni als Ophelia, dann ging sie mit ihrem Manne und der Gesellschaft nach Lauchstädt und spielte auch dort noch einige Male, so daß man

anfangs hoffte, ihr Zustand werde sich bessern. Doch verschlimmerte sich ihr Leiden so, daß sie am 18. August kaum noch, im bequemsten Reisewagen des Herzogs, nach Weimar gebracht werden konnte. Dort starb sie am 22. September, nachdem sie vier Wochen zuvor noch ihr zweites Töchterchen durch den Tod verloren. Goethe traf die Nachricht im October auf einer Reise, die er in die Schweiz unternommen. An Böttiger, der ihn über die Lücke, die ihr Tod gerissen, zu trösten gesucht haben mochte, schrieb er am 25. October von Zürich aus: „Ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen seyn möchte.“ Die letzten Worte zeigen, daß er alsbald nach Empfang der Todesnachricht die Elegie auf seine geliebte Schülerin gedichtet haben muß. Euphrosyne nennt er sie darin, weil er sie in dieser Rolle einer der drei Grazien zuletzt im „PETERMÄNNCHEN“, einer tragikomischen Zauberoper, in Weimar gesehen hatte.

Zu dem Lauchstädter Theaterpublicum stellte natürlich, wie schon angedeutet, ein Hauptcontingent die hallische Studentenschaft. Namentlich seit Schillers erste Stücke über die Bühne gingen, zog es sie unwiderstehlich nach dem durch den Besitz eines Theaters bevorzugten Nachbarstädtchen. „Es traf sich gerade einmal“ — erzählt ein Badegast in dem oben angeführten „Gemälde“ —, „daß ich nach Halle reiste und an dem Tage Rabale und Liebe in Lauchstädt gegeben wurde. Hab' ich je eine lebhaftere Straße gesehen, so war es diese. Eine Kette von Reitern, Fußgängern und Wagen dehnte sich auf dem ganzen Wege aus, das eine Ende davon war Lauchstädt, das andre Halle. Die ganze Landschaft empfing dadurch ein gewisses Leben, das mich sehr vergnügte. Man kann es mit Gewißheit berechnen, daß wöchentlich wenigstens 300 Studenten in Lauchstädt sind, und diese Zahl ist sehr mittelmäßig angenommen, weil ich selbst bei einem einzigen Einwohner von Lauchstädt 300 auf einmal beisammen gesehen habe.“ Diese „leidenschaftlich fordernden Sünglinge“, wie Goethe sie in der herablassenden Gönnersprache seines Alters nennt, hielten sich aber im Theater schadlos für den Zwang, der ihnen auf der Allee und im Curjaale auferlegt war. Sie behaupteten in Lauchstädt das Parterre, wie die Jenenser in Weimar und die Leipziger in Leipzig, waren gewiß eben so stürmisch in ihren Beifalls- wie in ihren Mißfallensbezeugungen und versagten sich natürlich auch im Theater nicht allerhand renomnistische Streiche. Die Jenenser hielt in Weimar, wenn sie gar zu tumultuarisch Kritik übten, Goethe selbst im Zaum; in Lauchstädt war die Freiheit ihrer Meinungsäußerung völlig unbehindert. Wenn der Schauspieler Beck bei Beginn der Saison, Anfang Juli 1797, nach Weimar berichtet: „Im ganzen behagt uns Lauchstädt jährlich mehr. Es herrscht Ruhe und Aufmerksamkeit im Parterre; wir gewöhnen uns fast daran, Weimar weniger zu vermissen,“ so kann sich dies nur auf die Studentenschaft und die gelegentlichen Ausbrüche ihres Muthwillens beziehen. 1799, als in Folge der oben erwähnten kurfürstlichen Verordnung eine gereizte Stimmung unter den Studenten herrschte, vermischte man sie trotzdem schmerzlich im Theater. Ein Brief des Schauspielers Haide an die weimarische Direction sucht den Grund ihres Fernbleibens offenbar

an falscher Stelle, wenn er am 14. Juli 1799 schreibt: „Die durch Sfflands in Leipzig und Sr. M. des Königs Anwesenheit in Dessau bewirkte Erschöpfung der Studentenbörsern verspricht uns leere Bänke im Schauspielhaus und folglich keinen angenehmen Sommeraufenthalt.“ Welch tollen Unfug aber diejenigen, welche kamen, damals verübten, mag folgender Bericht des Schauspielers Becker zeigen, den dieser am 28. Juli 1799 an die Direction sandte: „Schon seit mehreren Vorstellungen hatten andere Schauspieler die Erfahrung gemacht, daß Kirschkörner auf das Theater geworfen wurden, ja von einem sagt man, daß er durch das ganze Stück soll wirklich getroffen worden sein — und er hat es ertragen! Auch wurden während [zwischen?] den Acten alle grünen Blätter, welche in den Kirschkörbchen liegen, über das Orchester weg aufs Theater geworfen, so daß man, wenn der Vorhang aufging, wie in einem grünen Garten war. Daß dieses so eine Weile hingegangen, hatte die Herren kühn gemacht, und so machten sie denn vor Anfang der ‚Räuber‘ solch einen Lärm, wie ich ihn Zeit meines Lebens noch nicht in einem Schauspielhause erlebt. So arg war's, daß sich niemand von den Badegästen in den Logen durfte sehen lassen, denn sie wurden ausgepiffen und mußten runter. Die Wache, welche Ruhe gebot, wurde ausgelacht, und so fort. Es war der Auswurf der Universität hier, und da konnte es nicht anders kommen. Wie der zweite Act anging und ich meinen Monolog hielt, kam mir ein Kirschkern auf den Tisch, an welchen ich saß, geflogen. Ich stand auf und trat vor und sagte zu einem Trupp, der vorn am Orchester saß und Kirschchen aß: „Was soll das? Kirschkerne auf das Theater zu werfen!“ in einem festen und befehlenden Ton, welchen ich so ganz in meiner Rolle als Franz Moor inne hatte. Sie fingen an zu pochen, aber alles zischte: ‚Stille! — Wie es stille war, ging ich in meiner Rolle weiter und durch das ganze Stück herrschte Ruhe und Stille, wie niemals. Nach der Vorstellung brachten mir die Studenten, welche selbst höchst unzufrieden über den Auswurf unter ihnen sind, ein Bivat vor meiner Thür, und hat sich bis jetzt keiner wieder unterstanden, Kirschkerne oder Blätter auf das Theater zu werfen. Viele unsrer Gesellschaft glaubten, die Studenten würden mir mein Haus stürmen, aber solche ungezogene Burtsche haben dazu keine Courage, und muß man solche Dinge und solche Mißhandlungen nicht ungestraft hingehen lassen. Sollte es aber noch einmal geschehen, was ich aber nicht glaube, so lasse ich aufhören und die Gardinen herunter und halte eine Rede, wo ich die Gutgesinnten gegen diese gemeinen Burtsche anfeuern will, daß sie höchst beschämt werden sollen.“

Freilich wurde dem Unfug der Studenten durch die traurige Beschaffenheit des Theatergebäudes ein gewisser Schein der Berechtigung verliehen. In demselben Schreiben, in welchem Becker von der Kirschkernkanonade erzählt, berichtet er auch über einen Ausflug, den er die Woche zuvor nach Dessau unternommen, schildert voll Neid die vortreffliche Einrichtung des Dessauer Theatergebäudes und die wesentlich günstigeren Gagenverhältnisse und Engagementsbedingungen der dortigen Schauspieler. Dann fährt er fort: „Unser Theater hier in Lauchstädt ist so übel beschaffen, daß es, sowohl auf dem Theater, als auf dem Platz der Zuschauer einregnet, und in unserer Mannesgarderobe können wir gar nicht mehr bleiben, wenn es regnet. Wenn kein neues Haus gebaut werden wird, so wird zum künftigen Jahr dieses neu gedeckt werden müssen. Die Studenten nennen es nur eine Schafhütte, drum fällt auch die Achtung weg, auf die wir Anspruch machen können, weil wir in einem so elenden Hause spielen, in dem sich nichts gut ausnimmt.“ Wie richtig der Vergleich mit einer Schafhütte war,

sieht man, wenn man Goethes Beschreibung aus den „Tag- und Jahreshften“ von 1802 daneben hält: „Ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar, der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben.“

Der Plan, anstatt dieser alten Bellomosen Bude, in der man nun seit 1791 noch immer spielte, ein neues Theater zu erbauen, bestand seit mehreren Jahren. Schon am 25. Juli 1797, vor dem Antritt seiner Reise, hatte Goethe eine Eingabe an den Kurfürsten nach Dresden gesandt und um die Erlaubniß zum Bau eines neuen Hauses und um Verlängerung der Concession auf weitere zwölf Jahr, von 1799—1811, nachgesucht. Da der Platz zum Theater früher nur unter der Bedingung überlassen worden war, daß man denselben auf Erfordern durch Wegreißen des Hauses wieder räumen wolle, so kam es, wenn das Unternehmen gesichert und die Kosten des Baues, welche die weimarische Regierung gern tragen wollte, mit der Zeit gedeckt werden sollten, vor allem auf eine Verlängerung der Concession an. Der überaus schleppende Geschäftsgang verzögerte aber die Resolution des Kurfürsten bis zum November 1798. Wie dann endlich zum Baue geschritten wurde, erzählt Goethe selbst in den „Tag- und Jahreshften.“ Weimarische Baumeister, die damals am Schloßbau in Weimar beschäftigt waren, erhielten den Auftrag, einen Riß anzufertigen, der dem gerade wegen der Einrichtung des weimarischen Theaters anwesenden Prof. Thouret aus Stuttgart vorgelegt wurde. Infolge verschiedener Umstände, namentlich infolge des nachträglich aufgetauchten Wunsches, an dem zu erbauenden Hause auch das unbezweifelte Grundeigenthum sich zu sichern, verzögerte sich aber der Bau bis zum Jahre 1802. Erst im Februar dieses Jahres wurde mit der Arbeit begonnen. Im März lag zwar, wie Goethe selbst erzählt, „das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren.“ Anfang Juni aber, als das Mauerwerk vollendet und das Holz aufgesetzt war, ging Goethe nach Jena und schrieb dort in etwa acht Tagen das Vorspiel „Was wir bringen,“ mit dem der Neubau eingeweiht werden sollte. Die letzte Hand legte er in Lauchstädt selbst an die Dichtung, und am Abend des 26. Juni 1802 konnte, obwohl am Morgen noch in dem neuen Hause gefällt und gehämmert worden war und die Schauspieler bis zur letzten Stunde memorirten und übten, das Vorspiel, dem Mozarts „Titus“ folgte, glücklich vom Stapel gehen. Unter den Zuschauern dieses Abends waren Friedrich August Wolf, Reichardt, August Wilhelm Schlegel, Schelling, Hegel und Frommann. „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht“ schreibt der Dichter zwei Tage darauf an Schiller.

In der Geschichte des Lauchstädter Bades bezeichnet dieser Tag in jeder Beziehung den Höhepunkt. Noch heute lebt im Munde einfacher Bewohner des Städtchens die Tradition fort, daß zur Einweihung ihres Theaters „Goethe, der den Faust gemacht hat,“ ihnen ein besondres Stück gedichtet habe, und sie zeigen das Häuschen, in dem er damals gewohnt. Bis zum Jahre 1811, mit dem die Concession des weimarischen Theaters zu Ende ging, hielt sich nun das Theater und mit ihm das Bad im ganzen auf gleicher Höhe. 1804 wurde die Saison in Gegenwart Schillers mit dem „Tell“ eröffnet; niemand ahnte, daß es das letzte Mal war, daß Schiller Lauchstädt sah. Ueber die Vorstellungen des Jahres 1805 berichtet Goethe: „Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden

Worte „zum ersten Male“ gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Als meistens neu oder doch sehr beliebt erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfoucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gefühlspielen folgende vor: Lorenz Stark, Beschämte Eifersucht, Mitschuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagenstreiche. In Singspielen wurden vorgetragen: Saalnice, Cosa Nara, Fanchon, Unterbrochnes Opferfest, Schatzgräber, Soliman der Zweite; zum Schlusse sodann das Lied von der Glocke als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.“ Und 1807 schreibt er: „Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist vielleicht das bedeutendste, was die Weimariſche Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat.“ An den unvermeidlichen Zugaben der Vorstellungen, den Ausbrüchen studentischen Uebermuthes, fehlte es freilich auch in dieser Zeit nicht. 1804 wurde eine Aufführung der „Räuber“ die man unter dem harmlosern Titel „Carl Moor“ angekündigt hatte, verboten, weil es ohne Ausgelassenheiten dabei nie abging. Und im Juni 1806 fanden die gelehrten Ruhestörer eines schönen Tages an beiden Hauptthüren des Schauspielhauses folgenden in ergötlichem Latein verfaßten Anschlag zu lesen:

Rogati sunt omnes, qui huc spectatum veniunt, ut humanitati, modestiae et tranquillitati studeant, nec eos, qui valetudinem curant et cuiuscunque generis strepitum oderunt, pulsanda tollere, clamando et cantando perturbent eosque ab hac Thaliae aede arceant. Script. in praefect. Lauchstadiensi, die 23 m. Junii 1806. Vigore politiae.

Mit dem Jahre 1811 aber beginnt der Rückgang des Lauchstädter Theaters und bald auch des Bades überhaupt. Schon in diesem letzten Jahre ihrer Concession spielten die weimariſchen Gäste abwechselnd in Lauchstädt und — in Halle, wo eben zu allgemeiner Freude das Reilsche Bad mit einem Schauspielhause entstanden war, dessen Direction alles aufbot, die weimariſche Gesellschaft nach Halle zu ziehen. Der Cassenausfall war denn auch in Lauchstädt so groß, daß an eine Erneuerung der Concession nicht gedacht wurde. Als dann nach dem Kriege 1815 das merseburgische Gebiet an Preußen abgetreten worden war, kaufte die preußische Regierung 1818 das Lauchstädter Theater, dessen Erbauung 9000 Thaler gekostet hatte, der weimariſchen Regierung für 5000 Thaler ab, nachdem bereits vorher der Großherzog von Weimar den Befehl gegeben hatte, es abzutragen und das Material zur Erbauung einer Reitbahn zu verwenden. Nur die Intervention des Fürsten von Hardenberg, der noch rechtzeitig für die Sache interessirt wurde, wandte die Ausführung dieses Befehls ab. So blieb das Haus erhalten, und es haben darin bis auf den heutigen Tag noch eine große Anzahl wandernder Gesellschaften gespielt.

Neben den Veränderungen im Theater wirkten aber eine Menge von Umständen zusammen, um den anfangs allmählichen, später immer schnelleren Niedergang des Bades herbeizuführen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts blieb das Ausbleiben des sächsischen Hofes, dessen Anwesenheit mehrere Jahre dem Bade den größten äußern Glanz verliehen hatte, nicht ohne Nachwirkung. Eine Reihe von Jahren bildete zwar noch der vornehme sächsische Adel, der sich in der Nähe seines fürstlichen Herrn gesonnt hatte, den überwiegenden Theil der Lauchstädter Gäste, und die Saison von 1804 erhielt sogar durch die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer fürstlichen Personen, unter ihnen der verwitweten Königin von Preußen, einen unverhofften Glanz. Bald aber übten die politischen

Ereignisse, die andauernden Kriegsrüstungen, die Occupation von Halle und die Aufhebung der hallischen Universität auf die Frequenz des Bades den nachtheiligsten Einfluß. Nachdem die Badeliste von 1811 noch 90 Nummern aufgewiesen hatte, zeigte die von 1812 nur 38, die von 1813 nur 46 Parteien. Nach dem Frieden aber vereitelte die Neugestaltung der Territorialverhältnisse eine Rückkehr der alten bessern Tage. Lauchstädt war preußisch geworden, und die in den ersten Jahren noch fortglühende Mißstimmung der sächsischen Unterthanen gegen das preußische Gouvernement hielt auch solche Familien von Lauchstädt fern, deren Namen seit hundert Jahren dort gleichsam eingebürgert und mit dem des Bades durch mehrere Generationen aufs innigste verwachsen schienen. Zwar schreibt 1819 Graf Brühl, der Intendant des Berliner Theaters, an Fürst Alexander Wolff, welcher im Sommer dieses Jahres nochmals nach Lauchstädt gegangen war und über den Rückgang des Bades geklagt hatte: „Unbegreiflich erscheint mir diese Menschenleere und Abgeschiedenheit, denn wenn die Leute auch preußisch geworden sind, werden sie doch das Baden und das Kranken seyn nicht verlernt haben. Die Hauptsache ist wohl, daß das Wasser eigentlich sehr unschuldig ist und die Leute, wenn sie einmal in's Bad reisen müssen, lieber ein wirksameres Bad aussuchen, und daß ferner nicht für ein gutes Schauspiel, angenehme Pharaon Bank und — hübsche Mädchen gesorgt wird. Diese drei Attractions Punkte wären gewiß hinlänglich, Lauchstädt zu beleben, es möchte unter preußischer oder persischer Herrschaft stehen.“ Es war aber doch so, daß diese politische Antipathie lange nachwirkte. Dazu kam freilich bald auch die erhöhte und durch die Segnungen des Friedens begünstigte Reiselust, die wohlfeileren Verkehrsmittel und die vollständige Umbildung des „landschaftlichen Auges“, wie es Niehl in seinen Culturstudien genannt hat, die sich in unserm Jahrhundert vollzog. Das vorige Jahrhundert hatte eine einseitige Vorliebe für völlig ebene Landschaften mit Feldern, Wiesen und ein paar Bäumen. Eine Gegend, die wir heute unerträglich langweilig finden würden, hielt man damals für idyllisch und nannte sie eine „gar feine und lustige Gegend.“ Erst in unserm Jahrhundert ist allmählich im Zusammenhang mit dem überall sich regenden Sinn für das Romantische die Freude an der großartigen Natur des Gebirges erwacht und an der poetischen Schönheit des Waldes, der den Menschen des vorigen „gar öde und betäubt“ erschien. Während heutzutage Bäder und Sommerfrischen in den Bergen liegen müssen, sind die besuchtesten Luxusbäder des vorigen Jahrhunderts, ebenso wie die Landhäuser und Lustschlösser jener Zeit, in der Ebene zu suchen. Endlich aber ist auch die Umwandlung zu berücksichtigen, die in dem Charakter des Lauchstädter Bades sich mit der Zeit vollzogen hatte. Aus einem Heilbad mit einer allerdings recht unschuldigen Quellsymphie, deren „martialische“ Kraft in den ersten Jahrzehnten nur die Reclame der Badeärzte etwas aufgebauscht hatte, war endlich ein reines Luxusbad geworden, das die Leute aussuchten, um zerstreute Gesellschaft und ästhetische und gastronomische Genüsse zu finden, sich an der Spielbank aufzuwegen und delicate Familieninteressen zu verfolgen, und dessen Heilzwecke so zurücktraten, daß bis 1822 (!) sich noch immer die ganz veraltete, umständliche Einrichtung der Hausbäder hinschleppen konnte. Als der Charakter eines Luxusbades wegfiel, war Lauchstädt eine Null.

Viele Versuche wurden zwar von den schwer geschädigten Einwohnern gemacht, die alte Glanzzeit des Bades zurückzuführen. 1817 wurde eine besondere Badedirection eingesetzt zur unmittelbaren Leitung aller Angelegenheiten des

Bades, 1822 ein öffentliches Badehaus gebaut, 1829 zu den Stahlbädern der Quelle noch Sool- und Kräuterbäder hinzugefügt, welche die wissenschaftliche Mode damals zu fordern anfing, 1830 eine Trinkanstalt für künstliche Mineralwässer eingerichtet, 1847 eine Heilanstalt für Hautkranke eröffnet; ja man versiel sogar auf den wunderlichen Gedanken, das Lauchstädter Wasser durch künstlichen Zusatz von Kohlensäure trinkbar zu machen. Alles vergebens. Vorübergehend gelang es diesen Neuerungen, wieder eine größere Anzahl von Sommergästen herbeizulocken. Im ganzen aber verödete das Bad mehr und mehr, und nur die Sonntage, an denen es noch in den vierziger und fünfziger Jahren ein beliebter Ausflugsort für Halle, Leipzig und Merseburg blieb, täuschten durch den vorübergehenden Schein eines fröhlichen Gedränges. Da waren die Gasthöfe voll wie ehemals, Markt und Gassen durch eine Wagenburg fast gesperrt und die Promenade gefüllt mit wogenden Menschenmassen. Jetzt ist auch dies vorbei.

So ist denn Lauchstädt freilich kein Dornröschen, das etwa in einem Zauber- schlafslaf läge, aus dem es über kurz oder lang wieder erwachen könnte, sondern es schläft den ganz gemeinen Todesschlaf. Ein Mumie aber läßt sich wohl schön conserviren, doch nicht zu neuem Leben galvanisiren. Leider ist Lauchstädt nicht sonderlich gut conservirt. Der Fremde, der mit empfänglichem Auge heute das Bad und seinen kleinen Park aufsucht und ein von feinfühligter Hand gepflegtes Bild aus der Rococozeit zu finden hofft, sieht sich getäuscht. Die alten Häuser und die alten Linden stehen noch, aber in den Duft der Lindenblüthe mischt sich die gewöhnliche und recht poesielose Atmosphäre eines modernen Biergartens, und an der Thür des Curssaales, durch die einst so manche große Sängerin ein- und ausgegangen, hängt das Programm eines Concerts, womit vielleicht am letzten Sonntag der Zitherclub (!) einer benachbarten Großstadt das verehrungswürdige Sonntagsnachmittagspublicum entzückt hat.

Neben diesem Bilde verflunkner Herrlichkeit aber ist es noch eine Vorstellung, die dem Besucher sich aufdrängt: Wie waren doch die Menschen vor hundert Jahren noch bescheiden und anspruchslos! Was ist der Park dieses Bades anders als ein kleiner Garten? Und doch genügte dies Plätzchen Hunderten der vornehmsten und reichsten Leute für den geselligen Verkehr eines ganzen Sommers. Denn daß sie diesen Bezirk überschritten haben sollten, ist nicht anzunehmen; den Staub der Landstraße schluckte man damals gewiß so ungern wie heute. Und was sind die Zimmer dieser Häuser anders als kleine Kämmerchen? Und doch haben Fürsten und Grafen, haben die größten Geister unsres Volkes vorlieb genommen mit diesen Räumen und sind zufrieden gewesen mit einem Comfort, mit dem sich heute Gevatter Schneider und Handschuhmacher nicht begnügen würden. Die manchesterne Doctrin will uns glauben machen, daß gesteigerter Luxus auch immer mit gesteigerter Bildung und gesteigertem Glücksgefühl Hand in Hand gehe. Wir möchten hinter diesen Satz ein dickes Fragezeichen machen und einen andern Satz ihm gegenüberstellen. Plinius sagt einmal von der geschichtlichen Entwicklung der hellenischen Kunst: *Omnia tunc meliora, quum minor copia*, zu deutsch etwa: „Alles war damals besser, höher, idealer, als der Aufwand — er meint den Aufwand an technischen Mitteln — geringer war.“ Uns war, als stünde dieser Satz über den niedrigen Thüren, die einst zu Goethes und Schillers bescheidenen Zimmerchen führten. *Omnia tunc meliora, quum minor copia*.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

